

Göttinger Akademische Reden

1

Friedrich Neumann

**Deutsche Dichtung
und deutsche Wirklichkeit**

1933

Verlag des Universitätsbundes Göttingen

Friedrich Neumann

Deutsche Dichtung und deutsche Wirklichkeit

Rektorsrede, gehalten bei der Jahresfeier
der Georg-August-Universität zu Göttingen
am 21. Juni 1933



Druck: Dieterichsche Universitäts-Buchdruckerei W. Fr. Kaestner.

Hochansehnliche Festversammlung!
Meine verehrten Kollegen!
Liebe Kommilitonen!

In jedem Jahre wählt unsere Universität einen Tag des Sommers zum Tag ihrer Jahresfeier. Wir wollen uns an diesem Tage in feierlichem Aufzuge als Körperschaft zeigen. Wir wollen zugleich in festlichem Vortrage ein Beispiel von der Art und Richtung unserer Arbeit geben¹⁾.

Der Feiertag dieses Jahres steht im Lichte eines jener fruchtbaren Augenblicke unserer Geschichte, in denen sich eine neue Zeit fast ruckartig von der Vergangenheit abhebt. Es gehört zu dieser gegenwärtigsten Gegenwart, daß wir alle aufgerufen sind, unsere Einrichtungen und Lebensweisen auf ihren gegenwärtigen Sinn, ja auf ihre gegenwärtige Echtheit zu prüfen. Gleichwohl ist damit nicht das Geheimnis dieser Gegenwart bezeichnet. Die Gegenwart hat vielmehr darin ihre besondere Bedeutung, daß sie den Mut erweckt, an Stelle einer spielenden Sehnsucht nach Lebenserneuerung die formende Tat zu setzen. Darin liegt aber, daß nur der wirklich Gegenwart geworden ist, der sich durch den großen Willensantrieb, der uns mitgeteilt wurde, auch in seinem eigensten Bereiche in Bewegung fühlt.

Es ist ein hervorragend deutsches Merkmal unserer Gegenwart, daß wir die Umformung unseres politischen Lebens als einen betont geschichtlichen Vorgang empfinden. Diese unsere Zeit ganz bewußt erleben, heißt daher, sich auf die geschichtlichen Grundkräfte unseres Daseins besinnen. Und jeder schließt sich von unserer Gegenwart aus, der nicht

1) Der Hauptteil dieser Rede ist auch (mit unbedeutender Kürzung) im diesjährigen Septemberheft der Zeitschrift für Deutsche Bildung erschienen: 9. Jahrgang, Heft 9, 1933, S. 417—432, Verlag M. Dieckmann, Frankfurt am Main.

bereit ist, unsere Vergangenheit von ihren ersten Anfängen an als seine Vergangenheit zu nehmen. Der Sinn für die Bedeutung des Vergangenen stammt freilich nicht aus unserer Zeit. Wohl hat er in Deutschland seine eigentümliche Stärke empfangen. Aber schon seit dem späteren 18. Jahrhundert, etwa seit den Tagen Herders und dann vor allem seit jenen Jahren des geistigen Umbruchs, die das napoleonische Zeitalter begleiten, ist der Sinn für geschichtlich gewachsenes Leben in unser Bewußtsein getreten. Seit jener Zeit fällt auf das geschichtliche Werden ein so helles Licht, daß es in seiner ganzen Breite Schritt für Schritt entdeckt werden kann. Gleichwohl ist mit diesem Hellwerden des Vergangenen die Geschichte nur in einzelnen Aufwallungen zu einem Leben erweckt worden, das Antriebe in die Gegenwart hineintreibt. Ganz besonders gehört zu der merkwürdigen Gleichgewichtslage des späteren 19. Jahrhunderts, daß in der Geschichtsbetrachtung das Vergangene, wenn man von einzelnen Rufen absieht, vor allem als Bestätiger des empfangenen Zustandes und nicht als ein beunruhigender Erwecker zu neuer Lebensformung aufgenommen wird.

Nichts hat in stärkerer Weise die Möglichkeit zu neuer Sicht vorbereitet als der große Krieg, indem er uns als geschichtlich gewordene Schicksalsgemeinschaft um unser geschichtliches Dasein kämpfen ließ. Heute ist der Weg frei, die lebendige Kriegserfahrung, die immer wieder von der Verschüttung bedroht war, in die Wirklichkeit hinüberzuführen. Indem wir zu neuer Lebensformung drängen, wird für die Geschichtsbetrachtung unausweichlicher Zwang, was sich längst in immer neuen Ansätzen vorbereitet hat. Wir haben in uns die Fähigkeit zu stärken, die Geschichte eines Lebensraumes von den in ihm gegebenen geschichtlichen Grundkräften aus als ein unablässiges Ringen nach artgemäßen und zeitgemäßen Formen zu begreifen. Wir stehen damit vor der immer wieder neu werdenden Aufgabe, unsere Geschichte in einen Erfahrungsbereich von wirkender Kraft zu verwandeln. Die Geschichte kann uns nicht zeigen, was wir heute oder morgen zu tun haben. Aber sie kann Grundweisen des Erlebens aufzeigen, die in uns durch unser geschichtliches Wachstum angelegt sind. Aus der kämpferischen Not der Gegenwart heraus muß entscheidender als je die Vergangenheit ihr Leben zurückgewinnen, damit diese lebendig gewordene Vergangenheit vernehmbarer als je zu der Gegenwart sprechen kann.

Es ist Zeit, daß wir an einem greifbaren Beispiel verdeutlichen, was wir von der Geschichte fordern. Lassen Sie uns daher gemeinsam mit einer Frage an unsere eigene deutsche Geschichte herantreten, um zu prüfen, welche Antwort wir erhalten. Weil es meines Amtes ist, das

deutsche Sprachwerk zu erforschen, bitte ich Sie mit mir zu fragen, welche Aufgabe in unserer Geschichte die Dichtung erfüllt hat. Wir wollen es nicht bloß tun, um festzustellen, wie es denn nun einmal gewesen ist. Dabei könnten wir in die Gefahr hineingeraten, jeden vergangenen Zustand als gleichwertig zu sehen, so sehr gewiß jede Zeit die Dichtung hat, die sie braucht oder verdient. Wir wollen es tun, um von der Not der Gegenwart aus zu erfahren, was denn eigentlich Dichtung bei der Gestaltung unseres Schicksals leisten kann oder leisten sollte. Kurz: Wir wollen unsere Dichtung befragen, welchen geschichtlichen Wert sie für den Aufbau unseres Lebens gehabt hat und darum auch in Zukunft haben wird. Wir sind gewiß, daß wir damit den reinen Kunstwert der Dichtung nicht beeinträchtigen. Denn auch der Künstler und sein Werk stehen unter dem Satz: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“.

Wir setzen bei der Dichtung unserer unmittelbaren Vorgeschichte ein: bei der germanischen Dichtung der Völkerwanderungszeit. Uns geht hier nur die dichterische Gattung an, die am stärksten Eigenprägung hat: das südgermanische Heldenlied. Es gehört in einen Entwicklungsstand, in dem Dichtung noch nicht als Einzelwerk aufgezeichnet wird. Das Hildebrandslied, ein Spätling, ist uns nur durch einen Zufall schriftlich erhalten geblieben. Aus der nordgermanischen Liederreda, die wir isländischem Sammeleiser des 13. Jahrhunderts verdanken, kann man sich ungefähr eine Vorstellung holen von dem, was es einstmals im Süden gegeben hat. Denn wir finden hier einige Sprechlieder, die bis in Einzelheiten hinein ihre alte südgermanische Herkunft verraten. Ich erinnere kurz an die Geschichte von der Not der Gibichungen Gunther und Hagen, die zugleich eine Geschichte von der wilden Rache der Gibichungenschwester und ihrem Selbstopfer ist. Ich erinnere ferner an die Geschichte vom Streit der beiden Frauen Brünhild und Grimhild, der zum Tod Sigfrids und zum Selbstopfer Brünhilds führt.

In der Erzähldichtung des Heldenliedes wird das Leben als tragisches Geschehn gedeutet, das mit dramatischer Folgerichtigkeit als unabänderbares Schicksal abläuft. Dieser Gestaltungswille erweist zwar, daß wir hier Schöpfungen von Einzelsängern haben. Und doch wird das Gedichtete nicht in unserem Sinne als Sonderleistung gewertet. Der Sänger spricht in der Halle der Großen vor einer bäuerlichen Kriegergemeinde. Was er bringt, ist Kunde: Die verborgene Dichtung eines aufgewühlten Lebens wird durch dichterische Sprache und Gestaltungskraft in geschlossene Handlung verwandelt. Der Sänger ist aufnehmend und tätig zugleich. Stets aber kommt es auf die Dichtung an. Jeder er-

kennt sich in ihr wieder. Der Sänger gehört selbst in die Gemeinde hinein, vor der er spricht. Es steigert sein Ansehen, wenn er als einer der Besten in der Gemeinde zählt. In all dem liegt: Diese Dichtung ist nicht die Sonderangelegenheit eines vereinzelt Dichters und einer durch rein künstlerischen Geschmack zusammengehaltenen Gruppe. Diese Dichtung bestimmt vielmehr den Raum einer Lebensgemeinde, für die der Dichter spricht.

Das sagenhafte Geschehn dieser Dichtung ist auf eine Art geschichtlicher Wirklichkeit gerichtet, zu der die Bewegung des Kampfes gehört. Man sucht nicht den schönen Traum eines Lebens, das sich nach mancherlei reizvollen Spannungen in das gesellschaftlich geordnete Idyll eines gesicherten Daseins überführen läßt. Dem entspricht eine bestimmte kämpferische Ethik: Die gewachsene Einheit der Person hat sich durch Abwehr oder Vorstoß in ihrer Mächtigkeit zu behaupten oder zu stärken. Sie kann das sehr besonnen tun. Aber einmal in den Behauptungskampf hineingerissen, darf sie sich nicht durch ängstliches Zurückweichen mindern lassen. Was so für die gewachsene Einheit des Einzelnen gilt, das gilt in gleicher Weise für die Einheit einer geschichtlich gewachsenen Gemeinde. Besteht doch der Einzelne nur als Glied einer gewachsenen Allgemeinheit, mag sie nun als Sippeneinheit, als Landschaftsverband oder als Hofgenossenschaft gesehen sein. Wir stehen hier an einer ursprünglichen Wachstumsstelle der Volkseinheit, die immer etwas ist, was sich aus einer geschichtlichen Schicksalsgemeinschaft bildet. Man denke an das bekannte Wort Richard Wagners: Volk sei „der Inbegriff aller, die eine gemeinsame Not empfinden“.

Die letzte Entwicklung hat die germanische Dichtung erst auf einem abseitigen Sonderraum in der mittelalterlich isländischen Saga gefunden: in der Erzählung vom Kampfleben einer Landschaft und ihrer führenden Sippen. Da geht es um Lebensläufe, bei denen das öffentliche und private Dasein nicht zu trennen ist, weil das öffentliche Leben aus den Sippenverbänden und Landschaftsverbänden aufsteigt. Der Zug zum biographisch Geschichtlichen schafft die Nähe zu der nüchternen, harten Wirklichkeit des tatsächlichen Gemeindelebens. Auch da ist trotz schöpferischer Einzelleistung keine Trennung zwischen Erzähler und aufnehmender Gemeinde möglich. Das Geschehn erzählt sich daher gleichsam von selbst. An großen Ereignissen einer als nahe empfundenen Vergangenheit bestätigt man die eigene Lebensrichtung.

Die germanische Dichtung hat einen unmittelbaren Lebenswert. Und dieser Lebenswert steht oder fällt mit dem Lebenswert der Gemeinde, deren Lebensraum sie festlegt. Diese Dichtung ist als geschichtliche Er-

scheinung nicht nur dadurch bedroht, daß sie auf ein einfaches, an eine Art Sippendasein gebundenes Kampfleben bäuerlicher Herrengeschlechter bezogen ist. Von ursprünglichen religiösen Kräften losgelöst, wächst sie schon in der Nachbarschaft oder gar im Schatten einer mittelmeeerisch bestimmten Sprach- und Formenwelt. Dieser Süden bringt mit der christlich-lateinischen Bildung den Sinn für die durchgegliederte Ordnung des Lebens. Er bringt den Sinn für das künstlich Gepflegte, für das gesellschaftlich Verbindliche, für den schönen Schein. Er stellt scharf abgegrenzte ethische Begriffe bereit. Er bringt vor allem den Sinn für ein bildhaftes Menschenideal, das man im Leben nachleben kann. In der Überformung und auch Überwältigung der südgermanischen Welt durch die christlich-spätlateinische Welt bildet sich das Deutsche. Und so sind wir bei der im engeren Sinne deutschen Dichtung.

Die greifbare Höhendichtung, die das Zeitalter der Karolinger, Ottonen und auch Salier begleitet, ist an das Kloster, also an die geistliche Hochschule gebunden. Sie ist, wenn man auf die beherrschenden Werke sieht, lateinische Dichtung. Sie ist, wenn man sie als Ganzes nimmt, lateinisch-geistliche Dichtung. Läßt man ihre kirchliche Wirkung beiseite, so muß man sie als eine humanistisch-akademische Dichtung ansprechen. Sie schafft Bereitschaften für die Zukunft. Aber das Leben in der Welt, das nun einmal damals wie heute gelebt sein will, findet, von Ausnahmen abgesehen, hier allenfalls mittelbar Bestätigung, Führung oder Formung.

Innerhalb dieses akademisch klerikalen Raumes sind Einzelwerk wie Einzeldichter einem verbindlichen Lebensstil und zwar einem christlich-mönchischen Lebensstil zugeordnet. Das gilt selbst für einen Sonderfall wie Ekkehard's Heliengedicht 'Waltharius manufortis', das in lateinischer Epen Sprache und einer dadurch bedingten mittelalterlich christlichen Begriffswelt germanische Zusammenhänge ausprägt. Der Grund für die Zusammenordnung von dichterischem Erlebnis und gültigem Stil ist leicht anzugeben: In den zeitbestimmenden Lebensformen der mittelalterlichen Jahrhunderte kennt man zwar stets den Einzelnen, aber auf lange hin nicht den Vereinzelten. Es gibt daher auch nicht eigentlich den unöffentlichen Menschen als beachtete oder gar anerkannte Erscheinung. Selbst der Klausner ist ein öffentlicher Mensch, der zum Ganzen des öffentlichen Lebens gehört.

Es ist eine denkwürdige Tatsache, daß erst im staufischen Jahrhundert mit seinem bewußten Reichsempfinden eine deutschsprachige Dichtung beginnt, die dem weltlichen Leben eine Form gibt. Erst von dieser Zeit an, etwa seit den Tagen Friedrich Barbarossas und Heinrichs des Löwen können wir so etwas wie eine zusammenhängende Geschichte

deutschsprachiger Dichtung schreiben. Kaum ein Menschenalter ist seit dem Beginn dieser Dichtung vergangen, als um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert wie durch ein Wunder jene stillschaffenden Werke da sind, die dieser Zeit eine langwirkende Leuchtkraft gegeben haben: die Lieder Reimars und Walthers, die Erzählungen Hartmanns, Wolframs und Gottfrieds, das epische Werk des großen Unbekannten, der das Nibelungenlied schuf, alles Schöpfungen von Zeitgenossen, die sich begegnet haben oder doch sich begegnen konnten. Diese Dichtung will den Ritterstil. Das heißt nicht, daß sie lediglich eine Dichtung für den Berufsstand der Ritter ist. Wohl ist damals schon ihre Gefahr, daß sie auf eine ständisch abgeschlossene Welt ausgerichtet ist. Aber in jener fruchtbaren Jahrhundertwende konnte sich noch grade eben ein idealisierend gesehener Ritterstand als der allein zählende Weltstand schlechthin fühlen. Darauf beruht die Sicherheit, mit der hier ein Ritterstil als gültiger Lebensstil gezeichnet und gefordert wird. Die deutsche Ritterdichtung steht unter der beherrschenden Einwirkung der romanisch-provenzalischen und romanisch-französischen Ritterdichtung. Man darf nicht darüber hinwegsehen, wenngleich man beachten muß, daß die westliche Welt des Mittelalters viel spannungsreicher und ungeschlossener ist als in der Neuzeit, daß sie überdies in ihrem französischen Teile die fränkische Einmischung für jeden, der sehen will, noch deutlich verrät. Aber wir haben hier zunächst und vor allem auf die stillschaffende Bedeutung dieser deutschen Ritterdichtung zu achten. Wir können es uns zudem bei dieser überfliegenden Betrachtung leisten, fast nur auf die deutlichsten Ausprägungen dieser Ritterdichtung: auf Wolframs Parzival, auf Walthers Lieder und auf das Nibelungenlied abzu zielen.

Das was den Mann und die Frau der Ritterdichtung auszeichnet, ist die vorbildliche Haltung, durch deren verpflichtende Kraft eine gesellschaftliche Lebenseinheit geformt wird. Diese Dichtung will zur Welt einer bestimmten Ehre erziehen, ihren Gestalten soll nachgefolgt werden, sie will in die Höhe führen. Über das Dasein von Mann und Frau wird das Vorbild gestellt, an dem man sich bildet, in das man sich hineinbilden kann. Diese Dichtung verlangt von ihren Gestalten, daß sie gezogen sind. Sie verlangt von ihnen die dauernde Bereitschaft zu mutiger Bewährung. Der Ritter muß der Bequemlichkeit ausweichen, er muß dienstwillig sein, er muß sich um Bedrängte sorgen, die Ehre muß ihm über dem Leben stehen. Diese Dichtung verlangt, daß die Glieder dieser ritterlichen Gesellschaft ihrem Verhalten Stetigkeit geben. Sie verlangt, daß das Leben von einer beherrschten Hochstimmung vorwärtsgetragen wird. Sie verlangt dies alles nicht lediglich als eine

innere Angelegenheit. Sie verlangt die geordnete Gebärde, sie verlangt das geformte Benehmen in Sprechen und Tun. Sie verlangt endlich auch die leibliche Schulung, ohne die das idealisierte Ritterleben nicht die Einheit des Stiles erhalten könnte. Eins ist gar nicht von dieser Ritterdichtung loszulösen: Sie will bewußt auf das Leben wirken, sie will über den Alltag eine Musterwelt stellen, sie will Lebensfragen lösen, sie will Grundsätze verdeutlichen, sie will das Leben in Form bringen.

Wir dürfen freilich über der aufbauenden Kraft der Ritterdichtung nicht übersehen, wie bedingt gültig und darum gefahrdrohend diese Welt in ihrer Vereinfachung ist, wenn man sie von unserer deutschen Geschichte aus wertet. An ihre betont ständische Ausrichtung haben wir uns schon erinnert. Viel entscheidender ist, daß sie eine gesellschaftliche Traumwelt zeichnet, die nur noch lockere Beziehungen zu der Härte und Nüchternheit des Lebens hat, wie es im geschichtlichen Raume gelebt wird. Die typischen Lebensläufe dieser Dichtung sind künstlich gestellte Lebensläufe, deren Schwierigkeiten die Ungefährlichkeit der Märchengefahren haben und die denn auch so gut wie alle in der Ruhe des Märchenglücks enden. Die Kämpfe nähern sich dem bloßen Spiel, die Aventüren sind aufregende Spannungszustände, die zur Flucht aus dem Alltag verlocken. Die Erziehungsgemeinschaft, zu der diese Dichtung Mann und Frau zusammenstellt, wird zu einem ewigen Frauendienst, von dem das ganze Leben beherrscht wird, soweit es nicht in mönchischer Entsagung auf das Jenseits gerichtet ist. Das Leben ist als ein Gesellschaftsroman gesehen, in der Vereinigung zweier Liebenden kommt es an sein paradiesisches Ziel. Alle naturhaften Lebensnöte, alle geschichtlichen Lebensbeziehungen sind in der Gleichförmigkeit eines gesellschaftlichen Lebensstiles aufgehoben. Selbst das Nibelungenlied, dessen sagenmäßiges Geschehn den geschichtlichen Raum fordert, steht im Schatten dieser verschönernden Romanwelt. Die westlich-romanischen Züge dieser Lebensformung, deren gesellschaftlicher Stil alles streng geschichtliche Leben verdampfen läßt, sollte uns recht deutlich bewußt werden. Denn nicht nur ist der im hohen Mittelalter geborene Ritterstil bis in die Gegenwart hinein der einzige zwingende Stil geblieben, den das Abendland hervorgebracht hat. Bis in die Gegenwart hinein ist auch das Iyrische und epische Schaffen durch die gallisch-römische Romanwelt bestimmt worden.

Und nun die ausgesprochen deutschen Sonderfälle! Das eigentlich Große am Werke Walthers, am Werke Wolframs und am Nibelungenliede ist, daß heimisch ursprüngliche Ansprüche im Raume dieses abendländischen Ritterstiles angemeldet werden. Grade darin gründet nicht unwesentlich die besondere Wirkung, die von diesen Werken ausgeht. Walther sucht das Bild des Ritters und der Ritterfrau von

den Merkmalen des ständisch Gesellschaftlichen zu befreien und die gesellschaftliche Haltung in eine natürliche Haltung umzusetzen. Er unterstellt das öffentliche Gesamtleben dem dichterischen Spruch. Er erlebt die Weltordnung des Reiches als eine deutsche Angelegenheit. Er ist so auf Jahrhunderte hin der einzige im höheren Sinne politische Dichter, der warnend und deutend in die Öffentlichkeit hineinspricht, in der kämpferischen Grundsätzlichkeit seiner Forderungen nie zu übertreffen. Wolfram gibt die Beziehung von Mensch zu Gott, von Mann zu Mann und von Mann zu Frau als eine ganz persönliche Bindung, die von einsichtigem Vertrauen gehalten wird. Der gesellschaftlich ritterliche Lebensstil wird damit nicht entwertet, aber zu einer Art Vorschule gemacht. Sippenmäßiges Denken, nahezu der Glaube an ererbte Art, dringt deutlich in den überlieferten Stoff ein. In seiner Sprache schafft er eine ganz neue Beziehung zur Wirklichkeit. Das Nibelungenlied endlich stellt in eine Zeit des Ritterromans ein großes Notgeschehen, das alle Tugenden eines kämpferischen Daseins aufruft. Zwar faßt der Dichter, gehemmt durch die Märchenmoral der Ritterwelt, nicht mehr die Tragik der Handlung. Einer echten Tragik, die aus dem Schicksal kommt, hat streng genommen erst wieder Heinrich von Kleist ins Gesicht gesehen. Aber der Wert des Nibelungenliedes liegt an anderer Stelle. Trotz aller romanhaften Verschönerung des Daseins werden endgültige Formen des Lebens aufgezeigt: Empfang, Fest und Abschied — Liebe und Trauer — Jagd, Waffenspiel und Krieg — Streit und Rache — die Kameradschaft — das große vorbildliche Sterben — all das in Szenen von unauslöschlicher Bildkraft. Es ist ein eigentümlich deutsches Schicksal, daß diese kämpferische Welt fast ohne religiöse Weihe oder Rechtfertigung am Rande der Ritterdichtung stehen mußte. Der Versuch, das Nibelungenlied am Anfang des vorigen Jahrhunderts in der Zeit der Erneuerung zum lebendigen Epos zu erheben, konnte vor so gewandelter Weltlage keinen vollen Erfolg haben, selbst wenn man davon absieht, daß man damals viel zu humanistisch idyllisch und viel zu privat empfand, um sich wirklich mit dieser Kampfwelt gleichzusetzen.

Wir verlassen den staufischen Raum und damit die Zeit einer dichterischen Hochblüte. Der alternde Walthar glaubte schon gegen das Jahr 1230 hin zu fühlen, daß eine ganz andere Welt begonnen hatte. Und es wurde eine sehr andere Welt. Das mittelalterliche Reich hört auf, eine lebendige Form zu sein. Der Ritter des Stauferreiches verliert seine Lebensbedingungen. Der willkürlich abgegrenzte Territorialstaat wächst in seiner Bedeutung. Die Städte werden mächtig. Die ständische Zerspaltung bekommt ein öffentliches Dasein. Zwar hält sich die Dichtung

noch rein kunstmäßig einige Jahrzehnte auf einer Höhe. Sie zeigt sogar neue vorwärtsweisende Merkmale. Man ist im Wissen geschulter. Man kann naturalistischer zeichnen. Der Sinn für novellistisches Geschehn ist erwacht. Aber wirklich weiter führt das nicht. Wir stehen damit vor der Unordnung des 14., 15. und 16. Jahrhunderts und blicken auf die Dichtung, die zu dieser so reformsüchtigen Zeit gehört. Aus der Wirklichkeit des Lebens dringt nichts Bezwingendes in diese Dichtung hinein, offenbar weil dies Leben gar nicht als echte Geschichte, sondern nur allenfalls als chronistische Merkwürdigkeit gelebt werden kann. Nirgends zeigt sich auch entscheidend eine Lebensweise, die sich als beherrschende Weise durchsetzen ließe, um zu einem eigenen neuen Ritterstil geformt zu werden. Anstöße zu Neuem, die es immer gibt, brauchen uns hier nicht zu kümmern. Denn wenn man auf das Ganze sieht, verlieren sie sich dem Blick. Lange Zeit wird die alte Romanart weitergetragen. Der Parzival ist sogar 1477 noch gedruckt worden. Wirklich gegriffen ist das alles nicht mehr. Neue Stoffe passen sich denn auch den roheren Verhältnissen an. Weil das alte Stilgefühl verloren ist, muß die ritterliche Romanwelt an Lebenskraft einbüßen und sich jetzt wirklich immer mehr in reinen Lebensersatz verwandeln. Enger Geist bemüht sich um ein biedermännisch vorsichtiges Leben. Man hat nicht mehr im Bilde deutlich, zu welcher Haltung man erziehen will. Man weiß nur noch negativ zu sagen, was an Bedrohlichem zu vermeiden ist. Die Sprache ist bei dem Mangel an innerer Aufwärtsbewegung längst schwerfällig und roh geworden. In diesen Zusammenhängen steht sogar noch ein so außerordentliches Werk wie der *Simplicissimus* Grimms-hausens, der unter ganz anderen Zeitverhältnissen im Jahre 1669 erscheint. Soviel da an Zeitstoff herangeführt ist, soviel Größe im einzelnen erreicht wird, die Welt wird nicht bezwungen. Der Held ist hell-sichtig, aber nicht tief. Eine Art Schelmenhumor liegt fast mit Zwang über dem Ganzen. Das greifbarste Ideal ist noch der temperierte, welt-männische, ehrbare Beamte: „Dieser war ein Mann nach meinem Herzen, dan er war still, verständig, wolgeläht, von guter, aber nicht über-flüssiger Conversation, und was das größte gewesen, überauß Gotts-förchtig, wol belesen, und voll allerhand Wissenschaften und Künsten . . .“ (II. Buch, 19. Kapitel).

Wir dürfen noch nicht aus diesem Zeitraum herausgehn. Zwischen Wolframs Sprachwerk und Goethes Sprachwerk liegt unser wirkungs-stärkstes Sprachwerk mitteninne, und damit hat es eine sehr besondere Bewandnis: ich meine die Lutherbibel, eine Übersetzung und doch eine Leistung von dichterischem Wert, ein Buch, das die Welt erobert

hat. Das Werk Luthers bedeutet vom Sprachlichen her die Eindeutschung der Bibel, so sehr auch dieser Sprache vorgearbeitet ist. Das liegt an der besonderen Art von Luthers Sprechen. Luther, der durch alle idealisierende Verklärung des Menschen hindurch die naturhafte Wirklichkeit des Menschen entdeckt, er entdeckt auch die deutsche Sprache in ihrer heimischen Eigenart. Im Sendbrief vom Dolmetschen vom Jahre 1530 heißt es: „Ich hab mich des geßliffen um dolmetschen / das ich rein und klar teutsch geben möchte.“ Luther will die „vollige Deutsche klare rede“, „den man mus nicht die buchstaben inn der lateinischen sprachen fragen / wie man sol Deutsch reden / wie diese esel thun“. Es sind Lutherwendungen und nicht etwa Wendungen aus der Zeit der Freiheitskriege: „Aber der deutsche man redet also“, „das beste deutsch“, „Wer deutsch kan“. Der religiösen und sprachlichen Entdeckung Luthers müßte im Bereiche der Dichtung eine eigene Welt entsprechen: die romanmäßige Verschönerung müßte verblassen, die geschichtliche Wirklichkeit müßte heraustreten, und in allem Ständischen müßte das zu sehen sein, was Luther den „deutschen Mann“ nennt. Man braucht kaum zu sagen, daß zum mindesten damals Luther diese Wirkung nicht gefunden hat. Luthers Sprache hat ihren Weg angetreten. Aber das, was es wirklich war um Luthers Sprache, dafür war die Zeit Jahrhunderte lang nicht reif, wenn sie es heute ist.

Und noch einmal werden wir im 15. und 16. Jahrhundert festgehalten. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß es dort Dichtung gegeben hat, die mit Anspruch auftrat. Etwa um 1500 haben die lateinisch schreibenden humanistischen „Poetae“ ihre Sturmzeit. Unter ihnen sind Talente. Die Berührung mit einer ausgebildeten, fertigen Sprache gibt ihnen das Glück des künstlerischen Ausdrucks. Wer unsere Geschichte ganz verstehen will, muß diese Dichter hören. Aber bei unserer Fragestellung dürfen wir sie schnell verlassen. Diese Ritter vom „neuen Geiste“ sind, wenn man von dem Sonderfall Hutten absieht, reine Akademiker geblieben. Ihnen fehlt die rechte Beziehung zum „tätigen Leben“. Sie bauen Dichtung für eine kleine Schicht, die sich aus dem mit Überlieferung beladenen Alltag flüchtet, indem sie sich aus gelehrter Bildung heraus eine geformte Welt zu sichern weiß. Die Lateindichtung dieser humanistischen „Poetae“ mag man eine notwendige Aushilfslösung nennen, zu der damals kommen muß, wer künstlerisch sprechen will. Aber sie ist eben doch nur eine Aushilfslösung.

Eine kluge Aushilfslösung ist auch selbst da, wo wir vor beträchtlicher Kunst stehen, die deutsch-humanistische Dichtung, die nach mancher Vorbereitung mit Opitz beginnt und über Gottsched bis in

die Tage Lessings und Wielands hineinreicht. Man denke daran, wie damals der fest gefügte Staat gleichsam künstlich als bloße Form verordnet wird. Auch diese deutsch-humanistische Hochdichtung kommt nach dem Tiefgang des 16. Jahrhunderts aus einem bewußten Bauwillen. Sie bleibt wie die Dichtung des späten Mittelalters ein Werk gelehrter Meister. Humanistisches Selbstgefühl erweckt den vaterländischen Eifer, in der „Muttersprache“ die gleiche Höhenkunst zu haben wie die Römer, Griechen und Romanen, wobei Römer und Griechen ganz vom romanischen Humanismus aus aufgenommen sind. Nachahmung von Mustern ist also hier kaum ein Vorwurf, bedeutet vielmehr einen Wettbewerb, der das eigene Können erweist. Notwendigerweise wird denn auch die künstlerische Arbeit durch gelehrte Kritik begleitet oder gelenkt. Man ordnet die Sprache, man bereichert sie in ihren Mitteln, man probt gegebene Kunstformen durch. Man nimmt zugleich damit in beschreibender Haltung Naturbilder und Empfindungsreihen typischer Form auf. Man kann gar nicht scharf trennen, was mit gelehrtem Wissen nachgeahmt, was künstlich gestellt, was wirklich durchlebt ist. Die ideale Welt ist hier immer nach Kunstregeln oder Spielregeln geordnet. Vernunft ist Ordnungssinn, zur Kunst gehört die Musterform. Wenn man Natur will — und man will Natur —, so sucht man Natur, die der gegebenen allgemein gültigen Kunstform entspricht. Die äußere Natur, soweit sie anerkannte Natur ist, hat daher immer die Form des Gartens oder richtiger des Parks. Alles Durchleben der inneren Natur hat immer etwas von abstrakt humanistischer Psychologie an sich. Und alles Sprechen ist grundsätzlich Redekunst. Es vollzieht sich da mit der Hilfe des romanischen Humanismus eine ganz große Erziehung, deren Erben wir im Guten wie im Bösen bis in die Gegenwart hinein sind. Durch die Einheit einer geordneten Hochsprache wird erst der deutsche Sprachraum in der uns geläufigen Ausdehnung gesichert. Durch diese Einheit wird auch erst die deutsche Sprache lernbar und weltläufig gemacht. Die bewußte Kunstleistung dieser Zeit ist aus unserer Entwicklung ebenjowenig wegzudenken wie die damalige Staatspflege, die uns erst den Staatsbegriff gegeben hat. Und der Erziehungswille und Formsinn dieser Zeit hat auch heute noch für uns seine Gültigkeit, seitdem er im preußischen Stil, von der Willkür des geistreichen Spiels befreit, gleichsam sachgemäß geworden ist.

Es liegt in der Natur einer Betrachtung, die von der Gegenwart aus auf das Ganze unserer Geschichte sieht, daß sie das Einseitige, Künstliche und schließlich auch Fremdartige an dieser humanistischen Kunst besonders scharf zeichnen muß, so sehr diese Werke auch unsere Werke sind.

Dazu bedarf es noch einiger andeutender Worte. Die Welt dieser Dichtung ist grundsätzlich eine künstlich stilisierte Welt, von der alle gewachsene Wirklichkeit überlagert wird. Für jedes eigengeartete Leben fehlt die Sprache und das Sehvermögen. An Stelle der Anschauung tritt die gelehrte Anspielung und die überlieferte Wendung. Auch wo man ernst ist, bleibt man in einem gestellten Spiel. Alle Gestalten sind abstrakte stilisierte Gestalten, die eine überkommene humanistisch literarische Maske tragen. Es ist keine Äußerlichkeit, wenn der Liebende Thyrsis, die Geliebte Phyllis heißt. Der antik literarische Deckname gehört in diese idealisierende Kunstwelt hinein. Horaz und Petrarca stehen heimischen Zeitgenossen gleich. Es gibt da einen Bildungsoberbau, der von einer römisch-humanistisch gesehenen Auswahlantike über den Petrarkismus und die romanischen Renaissancepoeten bis in die Gegenwart des 17. und 18. Jahrhunderts hineinreicht und alles, was nicht in diesen im wesentlichen humanistisch-romanischen Schematismus hineinpaßt, nicht sehen läßt oder umformt. Das bedeutet auch Entscheidendes für die Lebensauffassung. Die Ganzheit des menschlichen Seelenlebens wird in Vernunft und Sinnlichkeit auseinandergezogen, und diese beiden Bereiche werden in beunruhigende Spannung gesetzt. Ein religiöser Stoizismus und spielerische Genußsucht wechseln miteinander. Da die Beziehung von Mann und Frau in dieser romanmäßigen Gesellschaftswelt der Hauptbeweger ist, bekommt das Leben leicht etwas künstlich Verbuhltes. Vor allem fehlt dieser Welt jeder Sinn für ein kämpferisch hartes und kämpferisch bewegtes Dasein, wenigstens dann, wenn man das Wort „kämpferisch“ ernst nimmt. Der maßgebende Lebenszustand ist im letzten Grunde das schäferliche Idyll, also ein unöffentlich beschaulicher Zustand der Sicherheit, in dem Natur gespielt wird: „Wohl dem und mehr als wohl, der weit von Streit und Kriegen / von Sorgen, Angst und Müh, sein vattergut kan pflügen, Lebt sicher und in Ruh, noch wie die alte Welt / . . .“, so spricht schon der humanistische und ruhmfrohe Weltmann Opitz im Jahre 1623 nach der zweiten Epode des Horaz (Teutsche Poemata).

Ich breche ab, da wir uns hier mit einer Skizze begnügen müssen. Man kann natürlich nicht der Vielgestaltigkeit, die jede Zeit zeigt, aus der Fernsicht gerecht werden. Und doch bleibt bestehen: Diese Dichtung führt zu einer Bildung, die von Deutschland aus gesehen akademisch aufgesetzt wirkt, so sehr sie von oben her bis in das einfachste Singlied hinein beeinflußt hat. Diese besondere Künstlichkeit zeigt sich nirgends deutlicher als in der Sprache. Unsere Sprache ist selten so literarisch weltläufig gewesen wie in der Sprache Wielands. Aber diese so weltmännische Sprache hat nichts von ursprünglichem Wachstum.

Dies ist der Augenblick, wo der Name Klopstocks fallen muß. Goethe hat Klopstocks Eintritt in unsere Geschichte besonders scharf gekennzeichnet: „Nun sollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eignen Verhältnisse selbst schufe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock zusammen, um eine solche Epoche zu begründen“ (Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit II. Teil, 10. Buch). Klopstock hat zum ersten Male wieder seit Walthers von der Vogelweide im Rahmen unserer Dichtungsgeschichte gezeigt, was Eigenwürde ist. Insofern bringt er mit einer neuen Sprache eine Erschütterung der Nation. Diese Erschütterung ist denn auch freilich sein wesentlichster Erfolg geblieben. Er schuf nicht eine neue eigene Welt, in der sich eine neue Zeit aufzubauen beginnt. Seine Selbständigkeit ist genau wie die Sonderleistung Friedrichs des Großen etwas, was eine Zukunft möglich macht, aber dies Zukünftige selbst kann von beiden noch nicht gegriffen werden. Das „deutsche Vaterland“, die „deutsche Sprache“, das „deutsche Mädchen“, die „deutsche Bibel“: das sind echt Klopstocksche Begriffe. Doch die Wirklichkeit, die zu diesen Begriffen gehört, die blieb im Unbestimmten.

Wir treten in eine Zeit ein, der das Eigenleben der deutschen Dichtung selbstverständlich wird. Wenn Herder im Jahre 1773 mit Möser und Goethe zusammen Aufsätze unter der Überschrift „Von deutscher Art und Kunst“ hinausgehen läßt, so bedeutet gerade diese Überschrift einen neuen Klang. Es wäre eine weite Aufgabe, für die Zeit, die etwa von dem Leben des schaffenden Goethe umgrenzt wird, also etwa für die Zeit von 1770 bis 1830 die Stellen aufzuzeigen, wo für einen neuen Willen ein neuer Gehalt und damit eine neue Form gesucht wird. In unserem Zusammenhang würde es ohnedies nur darauf ankommen, eine Ahnung davon zu gewinnen, wie weit durch diese Dichtung für das deutsche Dasein eine neue und eigenere Wirklichkeit aufgebaut wird. Schnell gehen wir an dem jugendlichen Willen der Sturmgenies vorüber, die ganz ursprünglich sein wollen. Ihr Wille bedeutet etwas, weil er vorbereitet hat. Aber wirklich aufbauend ist er nicht. Wie schwer es noch damals ist, zu einer eigenen Wirklichkeit zu gelangen, zeigt nichts besser als das Beschreiten des griechischen Weges. Das Bekenntnis zum Griechentum ist eins der Mittel, durch das wir uns vom Überkommenen frei gemacht haben. Doch darf man nicht übersehen, daß gar nicht die echt griechische Wirklichkeit gewirkt hat. Für das Eigentümliche dieser Lage mag uns die bedeutende Welt Schillers stellvertretend eintreten.

Schiller hat mit einem moralischen Schwunge ohnegleichen alles

Spielerische und alles fremdartig Sinnliche verbannt. Der Sinn für großes Gesehn wird in den deutschen Raum gestellt. Der moralische Mut erhält große Vorbilder. Die geschlossene Ganzheit eines persönlichen Lebens steht in großen Umrissen da. Und doch bleiben wir, grade wenn wir das Werk des ausgereiften Schiller nehmen, immer noch in einer Art humanistischem Kunstraum. Das Ideal liegt in der Höhe eines abstrakten Allgemein-Menschlichen, zu dem aus dem wirklichen Leben mit seinen naturhaft geschichtlichen Bindungen kein Weg führen kann. Gewiß, der junge Schiller ist mit einem Mut, den wir vielleicht erst jetzt wieder richtig schätzen können, gegen die Not seiner Gegenwart vorgestoßen. Ich erinnere an die ‚Räuber‘, an ‚Kabale und Liebe‘. Auch der ‚Don Carlos‘ gehört noch hierher. Aber diese Not steht doch als etwas da, was von der Wirklichkeit aus unüberwindbar ist. Und das große Beispiel der geschichtlichen Dramen führt nicht an das Leben einer deutschen Gegenwart heran und behält darum, soweit es geschichtlich ist, einen antiquarischen oder, wenn man will, einen historistischen Zug. Ideal und Wirklichkeit stehen für Schiller nahezu grundsätzlich beziehungslos gegenüber. Denn er hat die Not einer kämpferischen Wirklichkeit erkannt, doch das Ideal liegt in dem unkämpferischen, beschaulichen Frieden eines paradiesischen Idylls: „Ewigklar und spiegelrein und eben fließt das zephyrleichte Leben im Olymp den Seligen dahin“ (‚Das Ideal und das Leben‘). Der griechisch gerichtete Humanismus hat sich zwar von allen eigentlich romanischen Spielformen losgelöst. Aber er untersteht der Gefahr, nun erst recht reiner Humanismus zu sein, der eine abstrakte Menschlichkeit in einer abstrakten Individualität verwirklicht sieht. Und wir wissen, wie dieser fast zwangsläufig zu hoch gehobene Humanismus uns als das ungefährliche Volk der Denker und Dichter bei den europäischen Völkern so beliebt gemacht hat. Grade bei Schiller gibt es übrigens ein besonderes Gegenbeispiel gegen eine Kunst, die allzusehr in die abgerückte Aushilfswelt des bloß humanistischen oder bloß Geschichtlichen führt: ich meine den ‚Wilhelm Tell‘. Hier ist in großer Sicht, die sich wie ein Wunder öffnet, das Volk mit seinem religiösen Recht auf Behauptung da. Das eigentliche Telledrama ist freilich immer noch ein abgelöstes Persönlichkeitsdrama geblieben: So fest Tell und das Schweizer Volk aneinander gebunden sind, Tell handelt nicht als der Befreier im Befreiungskampfe. Noch ehe Schiller durch den Vorstoß Napoleons und den Freiheitskampf in einem ganz neuen Sinne das geschichtliche Dasein erleben konnte, wurde sein Leben abgeschnitten.

Das Werk, das in sich zusammenschließt, was dieser Zeitraum an Vergehendem, Gegenwärtigem und Kommendem in sich enthält, ist das

Werk Goethes. Das besagt aber, daß ein Schaffen von einer solchen Spannweite mehr als eine Möglichkeit deutschen Sehens in sich bergen muß und darum die Mannigfaltigkeit deutschen Lebens spiegelt. Hier darf nur abkürzend vom Werke Goethes gesprochen werden. Halten wir uns zunächst an solche Züge, die sich ganz deutlich von allem Überkommenen, Romanischen und Humanistischen absetzen und darum betont deutsch wirken. Der junge Goethe hat Sinn für den mundartlichen Ausdruck, was mehr bedeutet als das Handhaben einer äußeren Sprachform. Goethes Sprache hat ganz allgemein Gesamtkräfte des deutschen Sprachlebens mit neuer Freiheit aufleben lassen, wobei denn auch Luthers Sprache ihr Teil geholfen hat. Goethes Dichtung füllt sich in ganz neuer Weise mit einer unmittelbaren Lebensbeziehung, wobei freilich sofort einschränkend hinzugefügt werden muß, im wesentlichen mit einer unmittelbaren Lebensbeziehung auf das rein persönliche Dasein des einzelnen Menschen. Wichtig ist an dieser Unmittelbarkeit, daß sehr stark von der lebendigen „Gelegenheit“, vom gegebenen, gleichsam geschichtlichen Augenblick aus geschaffen wird, so daß seine Dichtungen in diesem Sinne nach seinen Worten als „Bruchstücke einer großen Konfession“ erscheinen. In ‚Hermann und Dorothea‘ haben wir einen eigenen Durchbruch durch alle ständischen Vordergründe auf die Welt eines Standes, der als vorbildlicher Urstand angesprochen wird. Denn dies Epos gibt noch etwas anderes als ein bürgerliches Idyll. Es gibt als gültige Welt die „haltende“ und „dauernde“ Welt des Ackerbürgers: „Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten! / Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen / Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder / Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.“ Im ‚Wilhelm Meister‘ werden Lebensverhältnisse von größerer Wirklichkeitsnähe symbolisch durchgespielt. Eine neue Beziehung zum gelebten Leben zeigt der Zwang zur biographischen Darstellung des eigenen Lebens. Auf die neue Ebene einer echten Notwirklichkeit stellt sich der blinde Faust in seinem Traume vom freien Volke auf freiem, selbstgeschaffenem Grund. Und endlich ein Letztes: In Goethe erwacht immer stärker ein besonderer Sinn für das organische Leben und zugleich damit die Fähigkeit, das „Charakteristische“ vom „Zufälligen“ zu trennen.

Wir können hier nicht den ganzen Goethe holen wollen. Aber wir haben nach den Grenzen seiner Welt zu suchen, um von da ungefähr zu bestimmen, welcher Grad von Lebensbedeutung dieser seiner Welt zukommt. Die entscheidende Grenze ist schon angedeutet. Bei aller Lebensfülle von Goethes Welt bleibt das persönliche Einzelsein noch

außerhalb geschichtlich gegebener Zusammenhänge. Schon darum behält seine dichterische Welt, ganz abgesehen von der Anlehnung an künstliche klassizistische Formen, etwas abstrakt humanistisches. In den für unseren Zweck aufschlußreichen Unterhaltungen des alten Goethe mit dem Kanzler Friedrich von Müller hat Goethe einmal gesagt: „Ich habe nie im Leben mich gegen den übermächtigen Strom der Menge oder des herrschenden Princip in feindliche, nutzlose Opposition stellen mögen; lieber habe ich mich in mein eigenes Schneckenhaus zurückgezogen und da nach Belieben gehauset“ (Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller, hrsg. v. C. A. H. Burkhardt, 1870, S. 49; 3. Februar 1823). Bei allem bewegten Ernst hat Goethes Schaffen immer wieder etwas Liebhabermäßiges und darum etwas Privates. Man mag mit gewissem Recht sagen: Vorzug einer Zeit, die nicht den Kampf ums nackte Dasein kennt. Aber immerhin fällt in dies sein Leben die Fremdherrschaft, der Befreiungskampf und das, was in der inneren Politik an Erregendem diesem Befreiungskampfe folgt. Die damit gegebenen Antriebe zu einer ganz neuen Welt sind nicht mehr schöpferisch zureichend gegriffen. Überhaupt wird die wirklichste Wirklichkeit mit ihrer geschichtlichen Härte noch gar nicht gesehen, wobei es für unsere Betrachtung selbstverständlich gleichgültig ist, ob es denn überhaupt damals jemanden gab, der eine solche Wirklichkeit im dichterischen Schaffen bewältigen konnte. Das dichterische Leben spielt also immer noch in einer Art humanistischem Kunstraum. Goethe hat gegenüber seinem ‚Wilhelm Meister‘ offenbar selbst empfunden, wie spielend wirklichkeitsfern das experimentierende Leben Wilhelm Meisters abläuft. Er hat einmal davon gesprochen, wie der Zauber von Scotts Werk durch die Macht und die Geschichte Großbritanniens bedingt sei und fährt fort: „während in Deutschland sich nirgends zwischen dem Thüringer Wald und Meklenburgs Sandwüsten ein fruchtbares Feld für den Romanschreiber findet, so daß ich im Wilhelm Meister den allerelendesten Stoff habe wählen müssen, der sich nur denken läßt: herumziehendes Komödiantenvolk und armelige Landedelleute, nur um Bewegung in mein Gemälde zu bringen“ (Unterhaltungen usw., S. 55; 17. Sept. 1823). Hier sieht man deutlich, wo aus einem zeitgebundenen Sehvermögen heraus die Grenzen seiner Wirklichkeitsauffassung liegen. Das merkt man an seinem Werke um so deutlicher, wenn er einmal im Jahre 1827 so merkwürdige und überraschende Worte bringt, wie sie der Kanzler Friedrich von Müller von ihm berichtet: „Gelegentlich des Ecken-dahl'schen Namens, bemerkte er, die Sachsen, vornehmlich die Ostfriesen, hatten von jeher mehr Cultur als die südlicheren Deutschen. Was ist Cultur anderes als ein höherer Begriff von politischen und militärischen

Verhältnissen? Auf die Kunst, sich in der Welt zu betragen und nach Erfordern dreinzuschlagen, kommt es bei den Nationen an" (Unterhaltungen usw., S. 117; 23. August 1827).

Wir bewegen uns schon längst in jenen Jahrzehnten, die man mit einigem Glück die Jahrzehnte der Romantik zu nennen pflegt. Das was die Dichtung dieser Zeit auszeichnet, ist nicht eigentlich, daß sie betont heimisch würde. Das Heimische in Gegenwart und Vergangenheit wird freilich jetzt deutlich gesehen, wenngleich es leicht in eine idealisierende Ferne rückt. Aber ganz allgemein ist die Fähigkeit da, nach allen Seiten des Lebens zu blicken, in die Höhen und in die Tiefen, in die hellen und in die dunklen Bezirke. Es ist zugleich die Fähigkeit da, sich an das geschichtlich Ferne hinzugeben. Zu dieser Allseitigkeit gehört denn auch der erwachende Sinn für das Deutsche selbst. Aber wohlgemerkt: Damit braucht noch nicht das ganze Dasein von der geschichtlichen Wirklichkeit oder gar vom Volkstum her gelebt und gedeutet zu werden. Es sind verhältnismäßig wenig Menschen in dieser Zeit, die einen ganz neuen Begriff von Dasein ahnen lassen. Sie gehören zumeist nicht zu den eigentlichen Romantikern, deren Welt Sinn fast notwendig etwas Spielendes hat. So hat Heinrich von Kleist in Sprache und Werk trotz aller literarischen Anlehnung eine neue, viel unmittelbarere Beziehung zum Leben gewonnen. Er ist darum seinen Zeitgenossen und den mit ihnen weltanschaulich verbundenen Nachfahren so schwer zugänglich gewesen. In das Ausdrucksfeld der Dichtung dringen bei ihm die Ursprünglichkeit des Daseins und die damit verbundene Sicherheit des Gefühls: „Scheltet, ich bitte, mich nicht! Ich machte, beim delphischen Gotte, / Nur die Verse; die Welt nahm ich, ihr wißt's, wie sie steht.“

Das 19. Jahrhundert ist, je weiter es fortschreitet, ein Jahrhundert der unerfüllten Vielseitigkeiten. Vieles wird uns im neuen Lichte seine besondere Bedeutung zeigen. Angestammte Erlebnisweisen drängen im 19. Jahrhundert auf ihre eigene Welt hin und müssen von der nachfühlenden Forschung unabhängig von überkommenen abstrakt humanistischen Kunstbegriffen beschrieben werden. Für das uns verhältnismäßig nahe 19. Jahrhundert gilt, was Friedrich Nietzsche ganz allgemein über das Vergangene gesagt hat: „Es ist gar nicht abzusehen, was Alles einmal noch Geschichte sein wird. Die Vergangenheit ist vielleicht immer noch wesentlich unentdeckt! Es bedarf noch so vieler rückwirkender Kräfte!“ (Die fröhliche Wissenschaft, 1. Buch, Nr. 34, *Historia abscondita*.) Lassen wir große Einzelleistungen dieses so könnerischen Jahrhunderts ganz beiseite und sehen wir überfliegend bis an die Grenze der Gegenwart auf das, was im Ganzen der Entwicklung als Regel

anzusprechen ist. Dann zeigt sich etwas, was eigentlich überraschen sollte. Die Erkenntnis des wirklichen geschichtlich gegebenen Daseins mit all seiner Not in Volk und Raum hat trotz aller erstrebten Wirklichkeitsnähe dichterisch so gut wie gar nicht einen Mittelpunktswert. Weithin herrscht ein humanistischer Individualismus weiter, der die Gestalten ein künstlich gestelltes Romanleben führen läßt. Man täuscht sich vielmehr durch die sinnliche Ausführlichkeit der Zeichnung und das sinnliche Durchspielen von Lebenslagen, ja oft durch eine Art des psychologischen Experimentierens die Echtheit eines wirklichen Daseins vor. Es zeigt sich zudem immer deutlicher, was längst vorbereitet war, seitdem die schäferlich höfische Welt des romanisch gestimmten 18. Jahrhunderts versank. Es fehlt der dichterischen Welt immer mehr ein verbindlicher Lebensstil, der ein bestimmbares Ideal der männlichen und weiblichen Haltung sichert. Soweit man nicht die dichterische Welt in eine stilvolle Vergangenheit rückt, reicht man ein äußeres Formensystem gesellschaftlichen Gebahrens weiter, ohne daß aus dieser leerwerdenden bürgerlichen Überlieferung etwas Verbindliches für den Lebensstil der gezeichneten Gestalten da sein kann. Wie oft sich aber auch Ansätze zu ganz Neuem zeigen lassen werden, eins muß seine Gültigkeit behalten: Gibt es keinen gültigen Stil von moralischer Würde, der sich bildhaft nachleben läßt oder fehlt das sichere Gefühl für die Wirklichkeit heimischen Daseins, wie es als Not getragen und als Schicksal umkämpft werden muß, so hat selbst bedeutende Dichtung den Charakter der bloßen Kunst, des bloßen Spiels und bleibt, soviel sie das Leben anreichert, ohne entscheidende Lebenskraft.

Etwa seit dem Beginn dieses Jahrhunderts haben wir, so sehr die alte Welt bis heute nachwirkt, die ersten Anzeichen für ein neues Verhalten: einen gesteigerten Sinn für Lebensformung und einen gesteigerten Sinn für ein leibhaftes ursprüngliches Dasein. Der entscheidende Umbrucher wurde der große Krieg, der wenigstens da, wo man ihn wirklich durchlebte, das abstrakt Gesellschaftliche aufhob und das Leben aus der Wirklichkeit der Not heraus in einen Urstand zurückführte. Hans Grimm hat einmal über die „zeitliche Aufgabe des Romans und der Novelle“ gesagt: „Zweimal gilt Willen in der Kunst: vor dem Stoffe und im Ringen um Segen; zweimal gilt Zucht: vor Sache und vor Form. Und im Stoffe, in der Sache, in der Not ihres Volkes, in der Gegenwärtigkeit liegt die zeitliche Aufgabe der Kunst, die sie wollen darf und wollen muß, unerschreckt an jedem Programm und jeder Tendenz und an jedem sauren Geschwätz vorbei. Und wenn die Aufgabe einen kurzen Namen haben soll, so nennt sie: Weg in die Welt, Weg zu Umfang,

Weg zum Zusammenhang" (Der Schriftsteller und die Zeit, 1931, S. 54). Das gilt gewiß: Das gegenwärtige und vor allem das werdende Leben in all seiner zeitlichen und räumlichen Geschichtlichkeit wartet auf die Dichtung. Daß das nicht bedingungslos heißt, Stoff aus unmittelbarer Gegenwart gebe allein den Boden ab, auf dem gegenwärtige Dichtung wachsen könne, sollte selbstverständlich sein. Vor allem ein Epos vom Leben kann nur gedichtet werden, wenn das Leben als abgeschlossene Vergangenheit gesehen ist, wenngleich als abgeschlossene Vergangenheit von gegenwärtiger Kraft. Aber wie sich auch der Stoff aufbaut, nur das wirkliche Dasein mit all seinen lebendigen Bindungen, all seiner lebendigen Kampfnot und all seinen Aufgaben kann noch der Dichtung die Würde der Notwendigkeit geben.

Zweimal werden wir uns von der Gegenwart aus an die germanischen Wirklichkeitsauffassungen, wie sie in der mittelalterlich isländischen Erzählung am besten ausgeprägt sind, zurückerinnern fühlen. Die künstlich gestellten Märchenträume einer sprunghaften Romanphantasie mit ihrer Vorliebe für die privaten Erregungen des Seelischen verlieren ihren Reiz. Sie setzen eine wohlhabende Sicherheit des gesellschaftlichen Privatlebens voraus, die uns in unserem Raume nicht gegeben ist. An Stelle beziehungslos gewordener Gesellschafts- und Seelenräume baut sich immer deutlicher der zwingende Raum der biographischen Erzählung, der geschichtsnahen 'Saga' auf: die Dichtung verlangt einen Raum von geschichtlicher Ursprünglichkeit. Damit meldet sich zugleich das Zweite, was an germanische Wirklichkeitsauffassung erinnert. Die Trennung zwischen öffentlich geschichtlichem Dasein und persönlich privatem Leben wird aufgehoben. Die alte Gesellschaftsdichtung romanischer Vorprägung hatte eigentlich nur Sinn, solange das öffentliche Leben als ein privates Leben, wenn auch als das private Leben einer Oberschicht gespielt wurde. In einer ganz anders gearteten Welt, in der die urständliche Einheit des Volkslebens entdeckt ist, muß auch das private Leben zugleich öffentlich politisches Leben sein. Es ist das Geheimnis eines verwirklichten Volkstums, daß sich persönliches Schicksal und öffentliches Gesamtchicksal fest aufeinander beziehen. Auch diese Dichtung, die von der harten, nüchternen Wirklichkeit des Tages erfüllt ist, befreit von der Schwere des Daseins. Aber sie tut es nicht, indem sie zur Flucht in eine schöne Romanwelt des Scheins verhilft. Sie tut es vielmehr, indem sie dies Notleben, das von der Geschichte aufgelegt ist, gestaltet und deutet.

Und noch eine Rückerinnerung haben wir nötig. Dichtung kommt nicht schon dadurch ans letzte Ziel, wenn sie echtes volkhaftes Dasein

in ihren Raum aufnimmt. Die entromanisierte, neuhumanistische Dichtung und Erziehung konnte in dem Wahne leben, genug getan zu haben, wenn sie alle Kräfte eines persönlichen Einzellebens zur vollkommenen Ausbildung aufrief. Auch da freilich macht es schon Entscheidendes aus, welche Kräfte im Spiele des Lebens die Führung haben sollen. Es ist ein Unterschied, ob ich zum Wollen oder zum Genuß, zur Bewegung oder zur Ruhe, zu einer kämpferischen Lebenshaltung oder zum befriedeten Zusammenrücken erziehe. Aber ganz abgesehen von solchen Unterschieden der moralischen Grundrichtung, zu wirklich neuem Leben, das in Ordnung kommen will, gehört die Vorbildlichkeit einer Lebensform, zu der man sich am leibhaftigen Beispiel schulen kann. Und die letzte Ausprägung solchen Beispiels vermag nur die Dichtung zu geben. So sind wir nicht nur an die ‚Saga‘, sondern auch an die deutsch mittelalterliche Ritterdichtung zurückverwiesen. Der Ritterdichtung gab ihren Wert, daß sie am Ritterbilde zeigt, wie man im geformten Dienste sein Leben erfüllt. Auf die romanischen Beziehungen dieses Ritterbildes brauchen wir nicht mehr einzugehen. Das Nibelungenlied war ein echt mittelalterlicher Versuch, eine biographische Notwirklichkeit heimischer Art mit dem ritterlichen Lebensstile der Zeit zusammenzuzwingen. Auch in Richtung auf unsere kommende Dichtung lautet die gegenwärtigste Frage, ob es gelingen wird, am Schicksal gewachsener Lebensläufe eine beispielhafte Lebensform zu entwickeln. Die Dichtung kann nicht eine solche Lebensform willkürlich in das Leben hineinbauen. Sie muß vielmehr das, was im Leben selbst nach seiner ihm zugehörigen Darstellung und Deutung ruft, zu sichtbarem Leben erlösen, so daß sich daran neues Leben in bewußter Form entfalten kann. So bleibt nur noch die Frage, ob denn in diesem Leben selbst eine bewegte Tätigkeit sichtbar wird, die sich zum gültigen Dienste formen will. Ein solches bewegtes Tun, das seinen Sinn ganz in die erziehende Kraft seiner Bewegung aufnehmen kann, scheint mir allerdings gegeben zu sein. Die richtig gesehene echte Arbeit, die von allem Selbstischen losgelöst als Dienst gedient wird, der dem Ganzen gilt, wird eine soldatisch ritterliche und damit deutsch-männliche Wirklichkeit schaffen, in der wir als Volk unsere lebendige urständische Einheit finden werden. Wie aber auch aus der großen Volksbewegung heraus das Leben gefaßt und geformt werden wird, die Dichtung darf sich wieder zu der Aufgabe bekennen, aufsteigendes Leben zu steigern und zu deuten.

Sehr verehrte Gäste!
Kollegen und Kommilitonen!

Es hat etwas Erschütterndes, wie sehr unsere Geschichte eine Geschichte der Umwege gewesen ist. Lassen Sie uns nach dem weiten Gang durch die Jahrhunderte noch für kurze Zeit bei unserer Universität bleiben, die sich selbst als geschichtliches Glied in der großen geschichtlichen Bewegung fühlt.

Ehe wir uns dem Leben unserer Universität zuwenden, denken wir an die, die der Tod im letzten Jahre aus unserem Kreise herausgeführt hat.

Es starben der Professor der Mineralogie Otto Mügge im 75. Lebensjahre. Es starb der Senior unserer Universität, der Professor der Kunstgeschichte Robert Vischer, ein Sohn Friedrich Theodor Vischers, im 87. Lebensjahre. Beide akademischen Lehrer waren von den akademischen Verpflichtungen wegen ihres hohen Alters entbunden.

Von unseren Studenten starben: Karl Ernst Alvermann, Georg von Bethmann-Hollweg, Karl Elias, Ewald Hamann, Friedrich August Jansen, Wolfram Münchgesang, Hans Rausch, Georg Rohde, Hans Sandig, Heinz Wolter, Albert Wurm. Allein sechs von diesen elf Kommilitonen hat trauriges Unglück oder dunkles Schicksal in den Tod gebracht. Der tragische Tod Ewald Hamanns, der mit seinem Bruder, der auch unser Student gewesen war, in seiner Vaterstadt vor den Augen seiner Verwandten am Ende eines glücklichen Fluges abstürzte, ist wohl uns allen noch in besonders deutlicher Erinnerung.

Wir stellen uns in die Gegenwart. Da dürfen wir eins sagen: Unsere Universität ist auf das Ganze gesehen seit dem Umschwung des öffentlichen Lebens in stetiger Vorwärtsbewegung geblieben. Mir ist es daher ein Bedürfnis, dem Prorektor unserer Universität Prof. Schermer zu danken, der mit bezwingender Frische in den bewegten Wochen des Winters und den bewegten Wochen des Frühjahrs unsere Universität geleitet hat.

Die Universität steht vor großen Aufgaben. Sie darf und wird nicht zu einer Insel werden, von der man in humanistischer Selbstbefriedung dem starken Leben des Volkes zuschaut. Nur in der unmittelbaren Berührung mit der geschichtlichen Wirklichkeit kann die Universität als Stätte der Forschung und der Erziehung geschichtliche Bedeutung behalten.

Die Gegenwart wird auch zum Antrieb, den körperschaftlichen Aufbau der Universität zu überprüfen. Die Universität muß sich aus einem

lockeren Nebeneinander ihrer Teile zu einem planvollen Ganzen zusammenschließen, um so als eine lebendige Einheit mit neuer Kraft in das Leben hinein wirken zu können. Von kaum zu unterschätzender Bedeutung ist für dieses Ziel das neue Studentenrecht. Dies neue Studentenrecht macht die Studentenschaft zu einem körperschaftlichen Gliede der Hochschule. Aber mit diesem iuristischen Tatbestande allein brauchte noch nicht viel geschehn zu sein. Entscheidend ist, daß die Studentenschaft als geschlossene Einheit im Ganzen der Universität ihren Dienst leistet. Die Studentenschaft entsteht erst durch den unbeirrbaren Willen der Studenten, von ihrem studentischen Leben aus an der Verwirklichung der Universität mitzuarbeiten und sich durch diese studentische Arbeit zu erziehen. Im soldatischen Ausmarsch wollen wir nicht Soldaten nachahmen. Aber das Üben im Gelände soll zur Ausdauer, zu innerer und äußerer Zucht und zu sicherer Haltung führen. Und der Arbeitsdienst, aus der Not geboren, ist uns nichts weniger als eine bloße Noterscheinung. Die kameradschaftliche Arbeitsgemeinschaft, die in einem uneigennütigen Werkdienst dem Ganzen dient, soll ein Volksbewußtsein schaffen helfen, das sich nicht nur in den Stürmen, sondern auch in den guten Zeiten des Lebens als dauernd erweist. Und auch das Mühen um die Wissenschaft soll von den Tugenden des Wehrdienstes und des Arbeitsdienstes bestimmt sein.

Wirklich ein Volk werden und einen gültigen Lebensstil schaffen — es sind die großen öffentlichen Ziele, vor die auch das Leben der Universität gestellt ist. Alle Arbeit der Universität und nicht zum wenigsten ihre wissenschaftliche Arbeit ist in diesem Sinne Volksdienst und damit Staatsdienst und damit Reichsdienst. Die Universität gewinnt ihre ganze Kraft aus den lebendigen Zusammenhängen, in die sie durch die Geschichte gestellt ist. Die Universität bekennt sich daher zu ihrem eigenen Leben, indem sie in dieser Stunde hinsieht zum Reichspräsidenten und Feldmarschall von Hindenburg, indem sie hinsieht zum Reichskanzler und Führer unseres Volkes Adolf Hitler. Lassen sie uns unserer notwendigen Verbundenheit mit Volk und Reich besonderen Ausdruck geben, indem Sie mit mir rufen: Das deutsche Vaterland — es lebe hoch! — und wiederum hoch — und immerdar hoch!

✓